

# Die Grundmühle.

Kriminalroman v. Friedrich Jacobson.

„Dass gut sein, Liebster,“ sagte sie bittend, „ich fühle ja, was Du denken mußt. Aber ich darf Dir den Grund von dem Benehmen meines Vaters nicht mittheilen. Glaub mir, er ist Dir herzlich gewogen und freut sich über unser Glück, und wenn der erste Oktober vorbei ist, dann wird ja unsere Verlobung bekannt gemacht und alles ist gut.“

„Dieser sonderbare erste Oktober,“ entgegnete Stein kopfschüttelnd; „was ist nur damit?“

Aber das Mädchen schloß seine Lippen mit einem Kuß.

Sie hatten sich viel zu sagen und die Zeit flog.

Draußen brauste der Sturm mit erneuter Wuth und rüttelte an den Fensterrahmen; dann blickte Anna wohl schon auf und drängte sich dicht an ihren Bräutigam. Es schien ein Frösteln über ihren Leib zu rinnen.

„Dich friert,“ sagte Stein und legte den Arm fester um sie.

„Es überkommt mich manchmal, ich will etwas umthun.“

Sie stand auf, kramte in der Kommode, stuzte und lächelte.

„Wie man doch vergeßlich sein kann,“ sagte sie dann scherzend. „Entinnst Du Dich noch des rothen gefärbten Luchs?“

„Wie sollte ich nicht,“ erwiderte er scharf. „Du trugst es ja in Berlin an jenem ersten Abend, als ich Dich nach Hause brachte. Es stand so hübsch zu Deinen dunklen Haaren, ich glaube, das Tuch hat's mir zuerst angethan.“

„Danke schön für's Kompliment! Ich wollte es eben umlegen, und nun fällt mir ein, daß ich es heute vor acht Tagen verreckelt habe.“

„Wie schade!“

„Es war schon alt, ich hätte ein neues, wenn Du es leiden magst.“

„Wer ist die Glückliche?“

„Ein armes Mädchen; es dient in der Grundmühle.“

„In der Grundmühle?“

Stein wandte den Kopf und blickte seiner Braut forschend in das Gesicht.

„Was hast Du mit dem verurtheilten Hause zu schaffen?“

Anna schüttelte den Kopf.

„Ach, Schatz, das Haus ist nicht verurtheilt, das ist nur unglücklich. Du scheinst schon davon gehört zu haben?“

„Ja, von Hartmann.“

„Er ist zu streng, er hat unrecht. Ich kenne die Leute von früher; sie gehören ja zu Vaters Gemeinde. Der Grundmüller und seine Frau sind brav, der Sohn freilich—nun ist die alte Frau Metten den ganzen Sommer hindurch krank gewesen, und da bin ich regelmäßig jeden Mittwoch gegen Abend hinübergegangen, um nach dem Rechten zu sehen. Ja, Schatz, heute ist auch Mittwoch, aber heute ist das doch wohl etwas Anderes. Vor acht Tagen war ich zuletzt dort, und da habe ich mein rothes Tuch, welches ich stets zum Dienstmädchen geheißen, das arme Ding sah gar so verkommen aus. Es steht ihr recht gut, sie hat ungehörig meine Gestalt und auch schwarze Haare.“

Die letzten Worte waren in leichtem, neckischem Ton gesprochen, aber Stein machte ein bedenkliches Gesicht.

„Ich bitte Dich, Anna,“ sagte er freundlich, „unterlaß künftig diese Gänge, wenigstens Abends. Die Feinde ist bei Dunkelheit kein Weg für junge Mädchen.“

„Aber Schatz, wer sollte mir denn etwas thun?“

Da fuhr wieder ein Windstoß um das Haus.

Anna schrak empor und legte beide Arme um ihren Bräutigam. Dabei wiederholte sie mit eigenthümlicher Bedeutung:

„Mir thut wohl so leicht niemand etwas, aber Du, Schatz, nimm Du Dich nur recht in acht!“

Das flog über ihre Lippen wie ein Angstflaut, unbedacht, wie aus gepreßtem Herzen.

Stein blickte sie erstaunt an.

„Anna, Kind, was soll das bedeuten?“

Da kam der Pfarrer Bode herein und sagte mahnend:

„Es ist ein Uhr vorbei. Die Gaststube ist doch in Ordnung, Anna, und“ fügte er leiser hinzu, „auch die Läden sind oben geschlossen.“

Wieder die Läden!

Der Amtsrichter ließ sich von dem Pfarrer auf sein Zimmer geleiten. Dort wollte er noch etwas fragen, aber der Alte wünschte ihm hastig eine gute Nacht und stieg schnell die Treppe hinunter.

Unten hörte Stein ihn durch das ganze Haus gehen und an allen Thüren rütteln—dann ward es stille und dunkel.

Pastor Hartmann hatte sich beiseite, sein beglücktes Pfarrhaus wieder zu erreichen.

Das unfreundliche, durch die wilde Einsamkeit in seiner Wirkung noch verschärft, Wetter machte selbst einen abgehorhten Waldbewohner heimtreiben, und Hartmann ließ sich obendrein nur ungerne die Abendstunden nehmen, in welchen er bei der guten langen Pfeife am Schreibtisch seine Privatstudien vernahm.

Er pflegte lange zu schlafen und in folge dessen selten vor Mitternacht sein Lager aufzusuchen; selbst die junge Pfarrfrau konnte ihn von dieser Gewohnheit nicht heilen.

Und es war just heute Abend so ab-

sonderlich gemüthlich in der durchdrückerlichen Bäderlaune. Im Dien trummelte das erste Feuer und spielte eine mollige Begleitung zum Heulen des Windes; dann hatte der seltene Besuch eines gebildeten Mannes die Gedanken ange-regt und endlich—

Ja das war es eben, das trübselige Bewußtsein, nicht mehr hinaus zu müssen in die unangenehme Nacht!

Zehn Uhr!

Die Arbeit wollte nicht recht von der Hand gehen, die Gedanken wanderten zu unsät.

Trugen denn wirklich allein die ausgefreitsten Erinnerungen aus der Univer-sitätszeit Schuld an dieser heimlichen Aufregung?

Hartmann hatte unwillkürlich den Brief des Justizhausdirektors und das demselben beiliegende Zeugniß des An-staltsgeistlichen in die Hand genommen. Da stand über Klaus Mertens geschrieben:

„Während seiner ganzen Strafzeit war er finster und wortkarg. Niemand habe ich an ihm ein Zeichen der Reue über seine unfirdliche That bemerkt, ja es hatte oft den Anschein, als brüte er noch immer über schlimme Gedanken.“

Hartmann seufzte.

Dieser unfirdliche Mensch lehrte jetzt in seine Gemeinde zurück, in den Schooß einer Familie, welche—

Ja, das war eben ein Punkt, den der Pastor ungeachtet allen Nachdenkens nicht lassen konnte.

Es lag nichts gegen den Grundmüller Mertens vor, was ihm hätte zur Luthre gereichen können, und dennoch ruhte es auf dem Hause wie ein Fluch und auf dem alten Mann wie ein finsterner dämonischer Geist.

Er hatte immer ruhig für sich hinge-lebt, nur einmal war er in einen Prozeß verwickelt gewesen.

Aber, großer Gott, welcher Bauer prozeßirte nicht einmal in seinem Leben!

Er hatte den Prozeß mit Ehren ge-wonnen, und sein Gegner gleichfalls ein Bauer aus der Gegend, war darnach tiefjüngig geworden—das kam auch häufig vor.

Dann war die Geschichte mit dem Sohne gekommen—

Elf Uhr! Hartmann hörte es durch den Sturm vom nahen Kirchthurm schlagen und dann hörte er noch etwas: einen Ton, ein Klusen und dann ein beifiges Pochen an der Hausthür.

Die Frau Pfarrer war schon in's Bett gegangen, Hartmann stieg mit der Lampe die Treppe hinunter und öffnete.

Da warf ihm der Sturm eine Mäd-chengestalt fast in die Arme. Er hielt die flackernde Lampe hoch und sagte er-staunt:

„Mein Gott, die Grete aus der Grundmühle! Was ist geschehen, Kind?“

Es war die Dienstmagd des Grund-müllers Mertens, welche allein mit den zwei alten Leuten das einsame Haus bewohnte.

Das Mädchen war barhäuptig und trug nur ein rothes gefärbtes Tuch um die Schulter.

Sie strich sich die dunklen, verwehten Haare aus der Stirn und stammelte athemlos:

„Ach, Herr Pfarrer, ich bin so gelau-ten, ganz allein durch die Nacht und durch den Wald. Sie sollen rasch kom-men, unser Herr liegt im Sterben.“

„Der Grundmüller?“

„Ja, er scheidt mich her.“

„Wie ist denn das so plötzlich gekom-men?“

Sie schaute sich schon um und zog die Thüre hinter sich zu.

„Ein Unglück, Herr Pfarrer! Der Grundmüller ist ohne Licht in den Keller gegangen und dort hingefallen. Er sagt, er hätte sich einen großen Nagel in die Brust gerammt.“

Der Pfarrer trat in das Zimmer und stellte die Lampe auf den Tisch, dann betrachtete er das Mädchen und sagte:

„Du hast ja geronnenes Blut an der Wade?“

Sie griff verwirrt nach der Stelle und entgegnete hastig:

„Ich bin unterwegs gegen einen Baum gerannt, es war ja so dunkel.“

Hartmann ging kopfschüttelnd zu sei-ner Frau und benachrichtigte sie von dem Ereigniß, dann zog er seinen Rock an, nahm eine Laterne und folgte dem Mädchen.

Sie bedurften der Laterne nicht, der Mond schien hell, sogar im Walde warf er seine Strahlen auf den Pfad.

„Du mußt ganz blind darauf los ge-laufen sein, Grete,“ sagte Hartmann unterwegs, „man kann ja jeden Baum unterscheiden.“

„Ach, Herr Pfarrer, die Angst!“ ent-gegnete sie.

„Ist es denn wirklich so schlimm?“

Sie nickte nur und sah sich wieder ängstlich nach allen Seiten um.

Einmal rauchte es im Gebüsch, da klammerte sie sich trotz allen Respekts fest an ihren Begleiter und schrie laut auf.

„Ist nicht nach einem Arzt geschickt worden?“ fragte Hartmann nochmals nach einer Pause.

„Wer sollte denn gehen?“ murmelte das Mädchen. „Die Frau liegt ja auch krank, und der Arzt wohnt in Hagen-burg. Der Herr will es auch nicht, und es hilft wohl auch nichts.“

Hartmann wollte den Namen „Klaus“ nennen, aber er unterdrückte das Wort.

Der entlassene Sohn des Hauses konnte recht gut eingetroffen sein, aber dann hätte das Mädchen seiner doch wohl Erwähnung gethan und dann wäre auch

der Mann gekommen anstatt des schwa-chen Weibes.

So erreichten sie endlich die Grund-mühle.

In dem zerfallenen Hofraum lag Gestir, der als bössartig bekannte Wolfshund des Grundmüllers.

Er regte sich nicht, als Hartmann an der Seite des Mädchens vorüberschritt, sondern knurrte nur und setzte an seiner rechten Vorderpfote.

Grete streichelte ihn flüchtig im Vor-beischießen und murmelte etwas, das wie „armes Vieh“ klang.

Dann betrat sie das Wohnzimmer des Hauses.

Ein trübes Licht hatte wohl selten die düster brennende Lampe beschienen.

In dem dumpfen, niedrigen Raum befanden sich nur zwei Personen, ein alter Mann und eine alte Frau.

Die letztere lag in einem Wandbett, bleich und abgezehrt. Auf ihrem Ant-litz hatte lange Krankheit den Stempel des Todes eingegraben, während die Züge des Grundmüllers Spuren ur-wüthiger Kraft trugen.

Freilich jetzt nur Spuren, welche ihren Ausdruck in Willensstärke und düsterer Verschlossenheit fanden.

Der große, kräftige Mann ruhte halb entkleidet auf einem alten Kanapee und hatte die linke Seite der Brust mit einer wollenen Pferdebede bis hoch an den Hals hinauf sorgfältig verhüllt, während die rechte Schulter und der schlaff herunterhängende Arm frei waren.

Er schien Schmerzen zu empfinden, unterdrückte aber jede Aeußerung der-selben mit der Härte eines echten, zähen Bauern, während im Gegenatz zu dem marmorkalten, unbeweglichen Gesicht die dunklen Augen unruhig und fast angstvoll den eintretenden Geistlichen anstarrten.

Dann hob er die rechte Hand und wies mit einer kurzen Bewegung das Dienstmädchen aus dem Zimmer.

Der Pfarrer sah diese verstümmelte Hand zum erstenmal; es fehlten an derselben die beiden vorderen Glieder des zweiten, dritten und vierten Fin-gers; aber der Grundmüller hatte stets einen schwarzen Handschuh getragen, wenigstens wußte Hartmann es nicht anders; heute fehlte diese Hülle.

Der Geistliche wollte die Hand zur Begrüßung fassen, doch Mertens zog sie hastig zurück und sagte mit harter Stimme:

„Setzen Sie sich auf den Stuhl, Herr Pfarrer, doch nahe heran, das Sprechen wird mir sauer.“

„Ist es denn so schlimm, Mertens?“

„Gering zum Sterben; die—ich wollte sagen, der Nagel ist in's Leben getroffen, es kommt Blut aus der Lunge.“

„Wollen Sie mir nicht die Wunde zeigen, ich verstehe ein wenig davon.“

„So,“ entgegnete der Bauer höhnisch, „Sie verstehen was davon? Ich glaube, die Herren Pastoren könnten nur predigen. Lassen Sie's gut sein, es ist besser, daß kein Mensch etwas davon versteht, zu helfen ist mir doch nicht.“

Hartmann brach ab.

„Sie haben mich rufen lassen?“

„Ja, aber nicht wegen dem Loth da. Hier liegt es.“

Er hob die verstümmelte rechte Hand vor der Decke und ließ sie wieder schwer zurücksinken.

„Versehen Sie davor, auch etwas, Herr Pastor? Es schlägt doch in Ihr Fach.“

Der Geistliche schaute den unheimli-chen Mann fragend an.

„Ich meine,“ fuhr jener leise fort, „wenn man drei Finger der rechten Hand in die Höhe hebt; ich kann es nicht mehr.“

„Das sehe ich leider.“

„Sie glauben weil die drei Finger fehlen?“

„D, nicht deswegen, Herr Pfarrer, ich könnte es auch nicht, wenn sie noch an ihrem Plage wären.“

Es durchdrückte den Geistlichen un-heimlich bei diesen Worten. Er beugte sich über den Kranken und fragte mit gedämpfter Stimme:

„Haben Sie etwas zu bekennen, Mertens?“

Und dann glitt sein Blick nach dem Wandbett hinüber, wo ein tiefer Seufzer hörbar ward.

Auch der Bauer hatte ihn gehört und wandte mühsam den Kopf nach der Seite, wo seine Frau lag.

„Sie weiß alles,“ sagte er dann dumpf, „sie ist meine Frau, sie hat mit daran getragen, und endlich hat es sie hingeworfen.“ Und dann schrie er laut auf: „Der Prozeß, der verfluchte Prozeß, der ist an allem schuld!“

Da wußte Hartmann genug.

„Nein, die Habsucht!“ sagte er ernst.

„Grundmüller wie steht es mit den neun Eidesworten?“

Der Grundmüller stöhnte.

„Ja, es waren neun Worte, Herr Pfarrer; jetzt haben sie fünf daraus gemacht, aber es werden darum wohl nicht weniger Meineide geschworen.“

Denn, als durch das letzte Wort ein erleichterendes Geräusch ausgesprochen, fuhr er ruhiger fort: „Das läßt mich nicht sterben, Herr Pfarrer. Ich habe ja durch die eigene Hand meines Sohnes die Strafe erhalten, und jetzt—doch das gehört nicht zur Sache.“

„Doch mehr, Mertens?“

„Nein, nein! Aber lassen Sie mich erzählen, ich werde jetzt schwächer. Also mit dem Meineid hat es seine Wichtig-keit. Ich sollte schwören in dem Prozeß, und der Eid sollte meine Sache ent-scheiden. Der Amtsrichter in Hagen-burg machte mir die Geschichte klar, ich wußte genau, um was es sich handelte. Und dann leistete ich den Eid, neun

Worte, Herr Pfarrer, mit drei Fingern gen Himmel, und neunmal falsch.“

„Mein Gegner verlor und wurde darüber tiefjüngig, zuletzt hing er sich auf. Das war der Anfang. Es kam aber noch schlimmer. Mein Junge, der Klaus, hatte ein Verhältniß mit der Tochter meines Gegners, und als der Vater sich aufhing, wollte sie den Klaus nicht mehr, denn sie sagte, es sei eine Schande, die Tochter eines Selbstmör-derers zu heirathen, und sie hat wohl auch ein Grauen vor unserer Familie be-kommen.“

„Darüber kam mein Junge hart mit mir aneinander. Er muß wohl was gewußt haben von meiner schlechten Sache, denn er nannte mich einen Me-i-nedigen und einen Mörder. Ich hätte es hinnehmen sollen, Herr Pfarrer, denn es war ja die Wahrheit, aber der Jörn übernahm sich und ich schlug ihn ins Gesicht. Die Art lag dabei, Herr Pfarrer, das war nicht gut, denn er ging damit auf mich los. Ob er mir wirklich aus Leben gewollt hat damals, Herr Pfarrer, das kann ich nicht sagen, aber ich hielt die Hand, die Schwur-hand vor und weg waren die drei falschen Finger. Das war die Fortsetzung der Strafe, und nun—“

Der Grundmüller brach plötzlich ab; aus seiner Brust drang ein dumpfes Röcheln, und auf die schneeweißen Lip-pen trat blutiger Schaum.

Hartmann sprang erschrocken auf und verdrückte den schwachen Mann zu fügen, er hatte noch nicht an eine ernstliche Berwindung glauben mögen, so ein Nagel konnte doch schwerlich durch alle Kleider hindurch eine tödtliche Verletzung hervorbringen, und nun sah er plötzlich den das nahe Ende deutenden Zug mit furchtbarer Deutlichkeit über dieses starre Antlitz hinfliegen.

Hinten an dem Wandbrett regte sich die franke Frau; sie hatte wohl nicht alles verstanden, was der Grundmüller mit offener Stimme ergähte, aber diesen letzten Laut eines langen Lebens, den verstand auch ihr stumpf gewordenes Ohr. Sie richtete sich auf und rief:

„Mertens, um Gottes willen, Mertens, hast Du auch alles gebeichtet? Alles, auch das letzte?“

Abermals quoll der dumpfe, röchelnde Ton über die Lippen des Sterbenden. Hartmann war zu der Frau geküßt, um sie zu beruhigen, aber er prallte wieder zurück.

Sie lag in den Klaffen und regte sich nicht mehr; ihr gebrochenes Auge starrte nach der Decke empor, die furchtbare Aufregung hatte ihren schwachen Lebens-faden zerrissen.

Zwei Tode in einem engen Gemach. Auch der Grundmüller stand vor sei-nem ewigen Richter, es war in wenigen Augenblicken aus dem einsamen, gemie-benen Hause eine Grube geworden, eine Ruine, deren morsige Balken nur noch für die einzigen Erben, für den Justiz-häusler zusammenhielten.

Und die unheimlichste Stunde der Nacht lag auf dem alten Bau, die Stunde, in welcher die meisten Men-schen geboren werden und die meisten Menschen sterben, in welcher am liebsten das lichtlose Verbrechen umgeht und am häufigsten der Schlaf flieht.

Hartmann rief die Dienstmagd herein und theilte ihr die erschütternde Kunde mit. Das war doch ein Mensch, mit dem er reden konnte in dieser furchterlichen Einsamkeit.

Das junge Ding zitterte wie Espen-laub und fragte, ob sie denn hier allein gelassen werden solle.

Der Geistliche sah die Unmöglichkeit ein. Er selbst, der starke Mann, emp-fand ein unfähiges Grauen, das ihm wache Weib wäre vor Angst gestorben.

Er versprach, bis zum Anbruch des Tages zu bleiben, und erwähnte bei-läufig, daß der Sohn des Hauses viel-leicht inzwischen eintreffen werde, er sei doch gestern schon entlassen worden.

Da warf das Mädchen einen scheuen Blick auf das eine unverschleierte Fenster der Stube und entgegnete leise:

„Der kommt nicht, Herr Pfarrer, verlassen Sie sich darauf, der kommt nicht.“

Hartmann achtete nicht sonderlich auf diese seltsamen Worte; er war an den Grundmüller herangetreten und legte die harten Hände des Todten ineinan-der.

Dabei glitt die verhüllende Decke von der linken Seite nieder und legte das Hemd auf der Brust frei.

Das Leinen war etwas, aber nicht bescheiden, mit Blut getränkt und zeigte ein rundes Loch, dessen Ränder schwarz gefärbt, erschienen, ein fast kreisrundes Loch, ohne seitliche Risse.

Hartmann entfernte das Hemd und unterdrückte die unter demselben befind-liche Wunde. Dann schüttelte er den Kopf und wandte sich zu dem Mädchen.

„Also einen Nagel hat der Grund-müller sich in die Brust gestossen?“

Grete warf einen furchtsamen Blick auf ihren todtten Herrn und einen zwei-ten auf die todtte Herrin, sie schien einen Augenblick zu zögern.

„Ja,“ entgegnete sie dann leise.

„Bei einem Fall im Keller?“

„So muß es wohl gewesen sein.“

„War niemand zugegen?“

„Nein, Herr Pfarrer.“

„Was wollte er im Keller?“

„Er wollte—ich weiß es nicht.“

„Führe mich hinunter in den Keller, Grete.“

„Es ist ja dunkel unten, Herr Pfar-ter.“

„So zünde ein Licht an.“

Sie gehorchte offenbar widerwillig und sagte dann:

„Sollen wir die Leichen hier oben

allein liegen lassen?“

Hartmann sah sie forschend und miß-träulich an.

„Warum nicht, Grete? Die Todten bedürfen keiner Obhut. Aber wenn Du meinst, so können wir ja den Hund hereinrufen.“

Wiederum flog ein seltsam Befänge-ner Zug über das Gesicht des Mädchens, aber sie wagte offenbar nicht, abermals Einspruch zu erheben, und rief den Hund.

Das große Thier kam langsam ange-hinkt und legte sich, dumpf knurrend, in der Stube nieder.

„Was fehlt dem Hunde, er scheint an der Vorderpfote verletzt zu sein,“ sagte der Pfarrer.

„Ich weiß nicht, er hat sich vielleicht einen Dorn in den Fuß getreten.“

„Nein, Grete, er hat eine tiefe Wunde über dem Gelenk, als wenn die Sehne durchgeschnitten wäre. Komm her, mein Thier, und laß Dich untersuchen.“

Aber der Wolfshund wies knurrend die Zähne und duldete keine Berührung.

Da gab Hartmann die ferneren Ver-suche auf und ließ sich von Grete in den Keller führen.

Dort nahm er selbst das Licht, leuch-tete umher und bemerkte kopfschüttelnd:

„Ich finde nichts, worüber der Grundmüller hätte fallen können, und ich sehe auch keinen Nagel.“

Hinter ihm schurte etwas auf der Erde. Als er sich rasch umwandte, stand das Mädchen neben einer leeren Kiste, aus deren Rand ein mächtig großer Nagel hervorragte, und sagte:

„Hier, Herr Pfarrer, hier wird es gewesen sein.“

„Aber, Grete, Du hast die Kiste ja soeben selbst in den Weg geschoben.“

„Nein, Herr Pfarrer, sie stand so, ich stieß nur mit dem Fuße dagegen.“

„So, so—hm. Und der Nagel?“

Hartmann blickte sich in diesem Augenblick wie ein Untersuchungsrichter.

Mit dem trüben brennenden Licht in der Hand bog er sich über die Kiste und prüfte genau die Spitze des bezeichneten Nagels. Dann sagte er entschieden:

„Dieser Nagel ist nicht im Stande, eine tödtliche Wunde hervorzubringen, und außerdem hätte der Grundmüller, wenn er über die Kiste stürzte, höchstens eine Verletzung im Unterleib, nicht aber in der Brust davontragen können. Auch vermag ich keine Blutspuren an dem Nagel zu entdecken. Grete, Grete, hier ist etwas nicht in Ordnung; hast Du mir die volle Wahrheit gesagt, Mädchen?“

„Ich kann nicht anders sagen, als was ich gethan habe, Herr Pfarrer,“ ent-gegnete die junge Dirne mit gefalteten Händen, „und wenn Sie mich auf mein Sterbelager fragen.“

Der Pfarrer murmelte etwas von gerichtlicher Sektion; er that es so leise, daß seine Gefährtin ihn nicht verstand, er wollte sie nicht unnötiger Weise noch mehr einschüchtern.

Schließlich konnte ja auch alles so gewesen sein, wie er dem Grundmüller mit eigenem Munde angegeben hatte, es war ja keine Veranlassung zur Enttstellung der Wahrheit vorhanden, und der Zufall spielt oft in wunderbarer Weise.

So stiegen die Beiden wieder aus dem düstern Keller hinauf in die nicht minder düstere Wohnstube, und nachdem Hart-mann noch einen Gang durch das Haus gemacht hatte, ohne irgend einen ver-dächtigen Gegenstand wahrzunehmen, schickte er das vor Angst und Aufregung halb ohnmächtige Mädchen in seine Kammer und rüstete sich zu der trau-rigen Todtennacht.

Anfangs sah er dicht neben dem Fen-ster und blickte nachdenklich hinaus in die mondhele Septembennacht, durch welche noch immer ein kalter Herbstwind wehte; dann veripürte er einen leisen Zug und bemerkte, daß die eine Fenster-scheibe zerbrochen war, eigentlich nicht zerbrochen, sondern nach allen Seiten hin gesprengt, als wenn Jemand mit einem spitzen Gegenstand heftig davon gestoß n hätte; er unterdrückte jedoch die Sache nicht weiter, sondern setzte sich tiefer in das Zimmer hinein.

Es war eine lange traurige Nacht, und der Morgen wollte gar nicht an-brechen, aber endlich zuckten doch die ersten rothen Streifen am östlichen Himmel auf, und zugleich tönte von der einsamen Landstraße das schwerfällige Rollen eines beladenen Frachtwagens s.

Der Amtsrichter Stein sah am Mor-gen nach den geschilderten Ereignissen etwas übernachtig und ermüdet auf seinem Bureau.

Sein lebenswürdiger Schwiegerva-ter hatte ihn schon mit dem ersten Mor-gengrauen aus dem besten Schläfe auf-gerüttelt und nach einem häufig einge-nommenen Frühstück förmlich zur Hin-terthür des Hauses hinausgeschoben.

Von Anna durfte er nur in dem Gaussturz flüchtigen Abschied nehmen, sogar eine Begleitung bis an die nahe, nach Hagenburg führende Landstraße wurde ihr unteragt.

Dagegen ging der alte Bote selbst mit und schaute sich alle zehn Schritte argwöhnisch um.

Sie waren wie eine Schleichwache hinter dem Dorfe herumgegangen und befanden sich nach Verlauf von etwa zehn Minuten auf der zu dieser Zeit noch unbelebten Landstraße.

Hier änderte sich plötzlich das Beneh-men des wunderlichen Alten in auffal-lender Weise.

Er athmete freier auf, wurde herzlich und gesprächig und legte sogar einige-male seinen Arm auf wenige Sekunden in denjenigen des jungen Mannes.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Londoner Haupt-Postamt.

Eine der größten Sehenswürdigkeiten Londons ist, so schreibt man der „Nat.-Ztg.“, das Haupt-Postamt an jedem Nachmittage um 6 Uhr. Um diese Zeit schließt die Annahme für die „foreign mail,“ für die ausländische Post. Für die Aufnahme der Briefe und der Zeitungen sind Briefkasten be-stimmt, deren Umfang an die Größe Noah erinnert und deren Einschichte von einer Weite sind, daß ein Mann bequem hineinklettern könnte. Unlug ist dadurch vorgebeugt, daß diese Briefe in eine für Unbefugte unerschließbare Tiefe versinken. Punkt 6 Uhr aber schließen diese Kästen sich auf automatischem Wege. Nun ist es ein über alle Ma-ßen festliches Schauspiel, das auch stets Hunderte von Neugierigen anzieht, die-jenigen zu beobachten, welche die Post-aufgabe bis zum letzten Augenblick hin-ausgeschoben haben und nun heranzü-mmen, um noch vor Thorschlusch zu kom-men. Wer bis auf eine, ja auch nur eine halbe Minute vorher eintrifft, hat es gut. Die Menge, welche immer mehr anschwillt, weil jeder, der seine Post losgeworden ist, einen Moment verbleibt, um die weiteren Vorgänge zu beobachten, läßt willig eine Gasse offen. Nun aber hebt die große Glode zum Anschlag der Stunde an. Lang-sam, schwerbröhnend schallen ihre Schlä-gel, weithin vernehmbar. Wer bis da-hin zur Post lief, jagt und fliegt nun. Athemlos leucht er mit seiner Post her-an. Schon ist der 2. und 3. Schag verklungen, neue Boten erscheinen auf den Stufen und nun, da sie die Brief-kästen kaum noch erreichen können, be-ginnen sie ihre Burgeschicklichkeit zu zeigen. In weitem Bogen über die Köpfe der Zuschauer fort fliegen die zusammengebündelten Pakete, die aller-meisten erreichen ihr Ziel und verschwin-den; ein eins daneben fällt, helfen freundliche Hände nach, es schlägt 4—5—noch ein besonders großes Bündel Zeitungen nimmt im Fluge einen Hut mit in der Decke—6—die Klappe fällt und furchtbar enttäuscht ziehen die Boten ab, die zu spät gekommen sind und die nun ein beträchtliches Strafporto zu zahlen haben.

Aus den Tagen der ersten Dampfer auf dem Rheine.

Anfang Februar waren Dreiviertel eines Jahrhunderts verfloßen, seit der erste Dampfer durch die grünen Wellen des Rheins trieb. Zunächst erdienen holländische Schiffe. In der ersten Zeit gebrauchte man, wie die Köln. Volks-ztg. erzählt, von Düsseldorf nach Köln noch sechs ganze Stunden, die Räder gingen platt, platt gemüthlich ge-genüber, welches mit Pferden aufwärts ging, immerhin ein großer Fortschritt. Den Niederländern folgten zunächst die Dampfer der Kölner Gesellschaft auf der Strecke oberhalb der Kölner Metropole. Die Düsseldorfener warteten nicht lange mit der Einrichtung eines Wettbewerbes; war auch die Stadt damals noch klein—sie hatte zwischen 20- und 30,000 Ein-wohner—, so kamen doch hinreichende Mittel zusammen, unter anderem auch, wie man erzählt, vom Herzog Adolph von Nassau, nach welchem eines der ersten Düsseldorfener Schiffe genannt wurde. Als nun die Düsseldorfener ihre Fahrten aufwärts begonnen hatten, fingen die Kölner an, abwärts zu fahren, zunächst bis Düsseldorf. Die Schiffe beider Ge-sellschaften gingen Nachmittags ziemlich gleichzeitig ab und es war nun für die localpatriotische Düsseldorfener Jugend ein Triumph, was das Düsseldorfener Schiff vor dem Kölner einen Vorsprung hatte. Die Kölner dehnten bald ihre Fahrten bis Emmerich hinunter aus; meistens machten der „Rubens“ und die „Stadt Frankfurt“ diese Fahrten. Die-fer Wettbewerb hatte für die Reisenden einigen Vortheil im Gefolge, denn die Düsseldorfener Schiffe gaben ein ausge-zeichnetes Essen und guten Wein zu bil-igerem Preise, auf welchen die anderen auch hinabgeben mußten. Mit den Fahrpreisen stand es ähnlich. Aber nicht nur in den Breiten, auch in der Geschwindigkeit wurde der Wettbewerb betrieben. So sollte der Düsseldorfener „Comet“ (später „Stadt Bonn“) die Kölner Schiffe aus dem Felde schlagen; aber selbst die Düsseldorfener machten auf dieses Schiff den Vers: „Der „Comet“ kommt immer zu spät.“ Als Gegen-satz zum „Comet“ hatten die Kölner den „Blitz“, der wie auch der „Don-ner“, später umgetauft wurde. Den Holländern paßte es nun aber ganz und gar nicht, daß zu dem Wettbewerb von Köln auch noch der von Düsseldorf hin-zugekommen war. Eines schönen Tages erinneten sie sich der Heldenthaten ihres Admirals Tromp, welcher die englische Flotte aus dem Canal gefegt und zum Zeichen dessen einen Beien auf den Hauptmast seines Admiralschiffes be-festigt hatte. Der „Niederländer“ er-dien eines schönen Sonntags Nachmit-tags vor Düsseldorf mit einem vergol-deten Beien an seinem Mast. Sofort entstand ein Auflauf des Volkes, welches damals sehr scharfe Augen hatte und die Symbolik wohl verstand; die Behörde mißachte sich mit hinein, und es wurde dem Capitän klar gemacht, daß der Rhein nun doch nicht den Holländern gehöre, und diese, wenn sie es denn einmal un-bedingt wollten, vor ihrer eigenen Thü-re legen sollten.

In Butte, Mont., sind einige der besten Silberbergwerke gerichtlich geschlossen und die Arbeiter entlassen worden. Der niedrige Preis des Silbers hat das Geschäft heruntergebracht.